



Pikante und heitere Blätter.

Erscheinen wöchentlich einmal.
Bestellungen
werden in allen Buchhandlungen angenommen.

Jeder Jahrgang ist auch
in 17 Hefen à 90 Pf.
zu beziehen.

Pränumerationspreis für Deutschland:
auf 1/4 Jahr 4 Mark 50 Pf. — 1/2 Jahr
8 Mark. — 1 Jahr 14 Mark.



Madame Moser.

I.

Als die Marquise von Lucet im verflossenen Herbst aus Trouville zurückgekehrt war, stellte sie ihren Freunden eine allerliebste kleine Jüdin und deren Gatten vor. Letzterer war

häßlich, unterwürfig und klug; die Frau war hübsch, hochelegant und ein wenig einfältig; kurz: sie besaß alle Eigenschaften, um den Männern zu gefallen und Dies war ihr auch alsbald gelungen. Frau von Lucet hatte ihren Intimen mitgeteilt, daß Herr David Moser das größte Finanzgenie des Jahrhunderts sei, daß er die Hälfte der Grundstücke in S.

angekauft habe, um daselbst einen fashionablen Kurort zu schaffen, und daß Madame Moser berufen sei, als Stern ersten Ranges am Pariser Himmel zu glänzen. Diese Leute seien ungeheuer reich und stürben vor Verlangen, ihr Geld auszugeben. Man kam überein, dem Ehepaar Moser den Weg zu zeigen, wie man Geld ausgeben müsse.

Die Marquise von Lucet war eine sehr große Dame. Unglücklicherweise hatte sie die Unklugheit begangen, zwei Jahre mit einem ungarischen Grafen zu leben; doch hatte sie längst wieder mit demselben gebrochen und man begann allmählig diesen ihren „Seitensprung“ zu vergessen. Man traf in ihren Salons wieder zahlreiche Herren der guten Gesellschaft und einige Damen, deren Ruf einigermaßen in Nebel gehüllt war. Die Marquise war geistreich und begriff sehr wohl, daß die Patronanz über das Moser'sche Ehepaar ihr von großem Nutzen sein könne; darum nahm sie ihre Rolle sehr ernst.

Den Anfang machte sie damit, daß sie dem Moser'schen Ehepaar die Crème ihrer Freunde vorstellte, solche Herren, von welchen sie wußte, daß sie im Stande seien, eine Frau in die Mode zu bringen und diesen empfahl sie ihren Schützling angelegentlichst. Man nahm die Leute sehr gut auf; Herr Moser war so demüthig, daß man sofort sah, es werde nicht schwer sein, ihn anzupumpen; was die Frau betrifft, wird es eine Wonne sein, sie ins elegante Leben einzuführen. Die Marquise empfahl der Madame Moser angelegentlichst, die Rathschläge ihrer Freunde sich zu nütze zu machen. Madame Moser erwiderte mit einem Lächeln, das jedem einzelnen dieser Herren zu gelten schien und mit sanfter Rührung aufgenommen wurde. Jeder schmeichelte sich, der „Unentbehrliche“ zu sein und daher von ihr ausgezeichnet zu werden. Ein wahres Kirchthurmrennen der Dienstbesessenheit entwickelte sich um die schöne Jüdin.

Da war vor Allem der Vicomte d'Asper, ein Herr, der die Höhe des Lebens bereits überschritten hatte, aber alle Welt kannte, überall speiste und in Fragen der Tafel als unbestrittene Autorität galt. „Trachten Sie einen guten Mittagstisch zu haben und Alles wird von selbst gehen“ hatte die Marquise ihrem Schützling gesagt. Herr von Asper kam daher täglich um ein Uhr, (Herr Moser war dann immer auf der Börse) um mit Madame Moser die schwierigen Fragen des Menus zu besprechen. Er fand sie jedesmal entzückend, mit den reizendsten Negligés bekleidet. Denn in Fragen der Toilette hatte sie den Fürsten von Colines zum Berather, der in väterlichem Tone versicherte, daß er aus ihr die bestbekleidete Frau von Paris machen werde. Seine Stunde war die eilfte und es gab dann immer eine sehr lebhaft und eingehende Unterredung zwischen ihm und der schönen Madame Moser. Um 5 Uhr kam dann die Menge. Vor Allem der junge Herr von Beausucre, gefürchteter Frauen-Verführer, ohne den ein „Five o'clock“ oder eine Opernloge nicht „chic“ war. Da Herr Moser es sich einmal einfallen ließ, bei dem Fünf Uhr-Thee zuhause zu bleiben, machte Herr von Beausucre der schönen Hausfrau bemerklich, es gehöre zum guten Ton, daß der Gatte zur Zeit des „Five o'clock“ ausgegangen sei. Herr Navir repräsentirte den Schönggeist; er brachte die Akademiker ins Haus, und hielt der schönen Hausfrau Vor-

träge über moderne Literatur. Natürlich war der Gatte auch dabei überflüssig.

Herr Moser wurde übrigens von all' diesen Herren sehr familiär behandelt; sie nannten ihn „lieber Freund“, ja der Graf von Hautvol, Bruder der Marquise, nannte ihn sogar „lieber David.“ Dabei ertheilte er der schönen Madame Moser Reitunterricht und gestattete Herrn Moser hie und da, ihm mit einigen tausend Francs „aus einer momentanen Verlegenheit zu helfen.“ Seitdem er in Sachen der Pferde der schönen Frau zur Seite stand, hatte Madame Moser die elegantesten Equipagen im Bois und die „Baronin der Baroninen“ sah diesen neu auftauchenden Stern mit unverkennbarer Unruhe.

Herr Moser war überglücklich; aber er mußte sich sagen, daß die Sache auch ihre Rehrseite habe und daß die Herren, welche seine Frau und sein Haus „lancirt“ hatten, in ihrer Bemerkung für Madame Moser nicht selten weiter gingen, als ihm — Herrn Moser — lieb sein konnte. Ohne die Treue seiner lieben Mina zu verdächtigen, sann er doch ernstlich über ein Mittel nach, um die Unterredungen seiner Frau mit diesen Herren weniger gefährlich zu machen.

II.

Die Tugend der Frau Moser war sicherlich von ungewöhnlicher Festigkeit, denn sie hatte furchtbare Stürme zu bestehen. Beausucre quälte sie tagtäglich, er wolle ihr seine Junggesellen-Wohnung zeigen. Es ziemte sich für jede vornehme Dame, sagte er, eine Junggesellen-Wohnung gesehen zu haben. Hautvol wieder drang in sie, nach Saint-James zu kommen und dort sein Schweizer Schloßchen zu besichtigen, in welchem er seine Ställe untergebracht hatte; er versicherte, sie werde nicht eher in die Mode kommen, als bis sie mit ihren kleinbürgerlichen Vorurtheilen gebrochen haben würde. Der Fürst forderte nichts; aber sie langweilte sich an den Tagen, wenn er nicht kam. In dieser Verwirrung ihres Herzens hielt sie sich einstweilen noch an ihren David; allein die Anzeichen waren drohend für die Ruhe des Gatten. Und doch war er der zärtlichste, aufmerksamste Ehemann, der allen Wünschen seiner theuren Mina zuvorkam. Die Herren, die zu ihren Füßen schmachteten, mußten zu ihrem Verdrusse fortwährend irgend ein neues Geschenk des galanten Gatten bewundern. Als eines Morgens der Fürst des Colines zu Besuch kam, fand er zu seiner Ueberraschung ein prächtiges russisches Windspiel mit weißem, seidenweichem Haar, einem feinen, langgestreckten Kopfe und kühnen Blicken auf dem Teppich zu den Füßen der Madame Moser ausgestreckt. Diese beeilte sich zu erklären:

— Es ist ein Geschenk meines Mannes; alle Welt hat einen Hund, ich wollte auch einen haben.

— Warum sagten Sie es mir nicht? rief der Fürst, in der Freiheit seiner Bewunderungs-Ergüsse ein wenig genirt durch das seriöse Knurren des Hundes.

Madame Moser bemerkte seine Unruhe und sagte:

— Ach ja, er ist noch etwas wild, man hat mich darauf aufmerksam gemacht; er will nicht, daß man seinen Herren sich nähere, und er kennt mich schon. Rex!

Der Hund hob den Kopf und schaute sie mit klugen Augen an.

— Nicht wahr, er ist prächtig? Welchen Effekt wird er im Bois erzielen! Herr Moser hat ihn direkt aus Sibirien kommen lassen.

Der Fürst dachte sich im Stillen, daß es eine seltsame Idee von dem Bankier gewesen, diesen Vierfüßler kommen zu lassen, der ihm in seinen Bewegungen sehr hinderlich war. Er konnte sich nicht mehr zärtlich zu Madame Moser vorneigen, ohne ein Knurren herbeizuführen, das ihm sehr viel Mißtrauen verursachte; und er lächelte dennoch, um sich dieses dumme Thier wohlgeneigt zu machen. Als er ging, versuchte er sogar, das Thier zu streicheln; allein diese Absicht ward mit einer so offenkundigen Drohung aufgenommen, daß er knapp Zeit hatte, den Rückzug anzutreten. Er ging sehr verdrossen seiner Wege, ganz entrüstet darüber, daß Madame Moser, als er kam, den Hund nicht aus dem Zimmer geschafft hatte. Sie dachte gar nicht daran, in ihrer Freude darüber, ein Thier zu besitzen, das in Paris nicht seines Gleichen hatte. Die „Baronin“ wird heute erst recht große Augen machen! Das geschah denn auch. In ihrer Victoria hingestreckt, Rex zu ihren Füßen, kreuzte Madame Moser auf ihrer Spazierfahrt zweimal den Wagen derjenigen Frau, die sie am meisten in der Welt beneidete und die sie wieder mit dem unverschämten Blick ihrer Sammtaugen vom Kopf bis zu den Füßen maß. Diese Frau weiß, was ein Hund wie Rex werth sei, und es schien Madame Moser, als hätte die „Baronin“ zweimal mit dem Ausdruck des Neides auf den Hund geblickt. Darum wurde Rex geschmeichelt, gekost, geküßt und er ließ sich mit vieler Gutmüthigkeit alle diese Zärtlichkeiten gefallen, die ihn gleichsam auf seinem Posten, d. h. zu den Füßen der Madame Moser bestätigten. Hier fand ihn denn auch Herr Ravir am Abend und Rex schien jetzt noch weniger geneigt, irgendwelche Vertraulichkeit zu dulden, als am Morgen. Madame Moser erklärte mit einem gewissen Stolze, daß dieser Hund nur sie allein liebe, ihr sogleich seine Anhänglichkeit zugewendet habe, und Niemandem — selbst Herrn Moser nicht — gestatte, sich ihr zu nähern. Doch Herr Ravir hatte seine eigenen Ansichten über die Art und Weise, wie man Frauen und Hunde behandeln müsse: man dürfe ihnen nie nachgeben, müsse vielmehr ihnen zeigen, daß man der Herr sei. Er begann diese Theorie mit einer brutalen Beredtsamkeit zu entwickeln, die ihm sehr verführerisch dünkte. Angefeuert durch seine eigenen Worte, durch die Atmosphäre, die er einathmete, durch den Anblick dieser reizenden Frau, die im Ganzen seine Erfindung war, wollte er die Praxis mit der Theorie verbinden und, sich erhebend, machte er Miene, mit der einen Hand die Madame Moser zu fassen, während er die andere mit befehlender Gebärde gegen den Hund ausstreckte, wie um diesem Unterwerfung zu gebieten. Rex antwortete mit einem furchtbaren Sprung und als er sah, wie Herr Ravir es versuchte, den Arm um den Leib der Madame Moser zu legen, richtete er sich auf, legte seine furchtbaren Taten dem unglücklichen Ravir auf die Schultern und zeigte ihm Hauer, die einen Muthigeren in die Flucht gejagt haben würden. Herr Ravir wich bis an die Wand zurück und rief mit wüthendem Blick:

— Madame, man warnt seine Gäste doch wenigstens!
... Madame, das sind sonderbare Späße! ...
Und während Madame Moser den Hund besänftigt und

Entschuldigungen stammelt, langt er nach seinem Hute und eilt in tiefster Entrüstung davon.

Madame Moser findet es unnöthig, dieses Abenteuer ihrem Gatten zu erzählen; denn sie ist im Klaren darüber, daß Rex sich ihren Freunden gegenüber nicht so feindselig gezeigt hätte, wenn dieselben ruhig auf ihrem Fauteuil sitzen geblieben wären; auch steht sie noch völlig unter dem Eindruck der Wirkung, welche Rex auf die neidische „Baronin“ gemacht hatte. Diese Wirkung wird am folgenden Tage offenkundig, da ein Abgesandter der „Baronin“ erscheint, um zu fragen, ob man nicht geneigt wäre, ihr den Hund zu überlassen. Rex überlassen? Niemals! Nicht um zwanzigtausend Francs! Und die Genugthuung über den Neid der Baronin macht sie so hübsch, daß Herr von Asper, welcher kommt, um mit ihr ein „ultrafeines“ Diner zu besprechen, ganz geblendet von ihr ist. Er sieht nicht den Hund, er sieht nichts; und um zu zeigen, wie „jung“ er sei, wirft er sich, einer unüberlegten Regung folgend, der schönen Frau zu Füßen und schickt sich an, seine Lippen auf eines der winzigen Füßchen zu drücken, die in Pantöffelchen von pflaumenfarbener Seide stecken. Allein, diese ungewöhnliche Bewegung ruft augenblicklich bei Rex eine begründete Unruhe hervor; der Hund faßt Herrn von Asper mit den Zähnen am Kragen und schüttelt ihn in kläglichem Weise. Zwischen Entsetzen und Lachreiz schwankend gebietet Madame Moser ihrem Hunde, seine Beute fahren zu lassen und diesesmal wird Rex wirklich aus dem Zimmer gejagt. Herr von Asper aber hat sich bleich, stolz und würdevoll erhoben und sagt mit bebender Stimme:

— Künftig, Madame, werden Sie sich berathen, mit wem Sie wollen! Ich weise die Ehre zurück, Ihre Menus zu entwerfen. Wir sind an Scherze dieses Kalibers nicht gewöhnt!

Im Vorzimmer stößt er auf Herrn Moser; aber er erwidert kaum den Gruß desselben. Das ist ein Komplott, ein böser Streich! Dieser Mensch ist ein Dieb! Man hat seine Frau in die Welt eingeführt und er läßt sie durch einen Bulldogg bewachen! Das ist unerhört schmachvoll! In solchen Ausdrücken beiläufig beklagen sich der Fürst, Herr Ravir und Herr von Asper bei der Marquise. Diese zuckt mit den schönen Achseln und meint:

— Ich sagte Ihnen ja, wie pffiffig dieser Herr Moser sei! Er hat durch uns seinen Zweck erreicht, ohne die Tugend seiner Frau zu riskiren. Man kann von den Kindern Israels immer noch lernen!
V. P.



O U J O U X.

Ein Mensch ohne Leidenschaften ist ein Schiff, das mit vollen Segeln regungslos dasteht und — auf den Wind wartet.

*

Die Leidenschaften sind wie die Remontant-Rosen: je mehr man sie beschneidet, desto kräftiger treiben sie nach.

*

Sage mir, wen Du liebst und ich sage Dir, wer Du bist.

*

Willst Du Deine Ziele erreichen, mußt Du das Gold und die Weiber beiseite legen.

*

Die Frauen sind die beste Leiter, um in die Höhe zu kommen, aber man darf nicht auf der Leiter bleiben.

*

Gold ist das letzte Wort der modernen Zivilisation; eine Handvoll Gold ist mehr werth als eine Handvoll Wahrheiten.

*

Worin sind die Männer der Frauen überlegen? Haben nicht die Griechen die Weisheit durch Minerva symbolisirt?

*

Die Politiker aller Zeiten werden auf der Tribüne niemals so viel Beredsamkeit besitzen, als die Familienmutter in ihrem Hause.

*

Die Erziehung ist ein Hobel, der die Ecken abschleift, aber das Holz nicht besser macht.

A. H.

Peters Liebesdebut.

Eine wahre Geschichte, erzählt von **Hans Martini**.

I.

Wenn Du, schöne Leserin, Peter, den Helden dieser Historie, vor seiner Hochzeit gekannt hättest, so würdest Du — ich wette das schönste Rosenbouquet gegen die Erlaubniß, Deine reizende Hand küssen zu dürfen, — zwar nicht ohne Dein kleines, aristokratisches Näschen zu rümpfen, mir beige stimmt haben, wenn ich sagte: „Ein hübscher Bursche, dieser Peter“; würdest aber allerdings (natürlich nur in Gedanken) hinzugefügt haben: „ein wenig schüchtern noch, scheint's, Schade!“

Wenn Du aber Peters Geschichte bis zu seiner Hochzeit — denn weiter kümmert sie uns nicht — kennst, so wirst Du finden, daß es nicht Blödigkeit war oder Schüchternheit, (wie meine Gnädige in Gedanken vielleicht zu bemerken beliebten) was unsern Helden so unbeholfen erscheinen ließ, sondern daß es Melancholie war, die ihn mit ihren Schatten umfing, Melancholie, die das Herz im Alter von sieben bis zwanzig Jahren so oft befüllt: die Melancholie der Liebe, der Liebe zu einem Schatten, einem Ideale, das man sich in träumerischen Stunden geschaffen, kurz die Melancholie des Gefühls, das die mannbarwerdenden Sinne jenem Alter einflößen.

Peter war achtzehn Jahre alt geworden und hatte bis dato noch kein anderes Gefühl in seinem Männerbusen — sit venia verbo — verspürt, als gegen Mittags elf Uhr Hunger — Hunger nach den Mehllöwen, (auf gut schwäbisch auch Spägle genannt) die um diese Tageszeit seine treffliche Mutter für ihren einzigen, vielgeliebten Sprößling bereitete. So strebte denn unser guter Peter an einem schönen Sonntag mit oben geschildertem Gefühle in seinem Innern von seiner dumpfen Stube im fürstlichen Rentamte, wo er als hochfürstlicher Rentamtschreibergehilfe mit einem jährlichen Gehalte von 174 Gulden 36 Kreuzer und 4 Klotter Deputatholz aus den hochfürstlichen Wäldungen, täglich 8 Stunden Rechnungen abschrieb, nach Hause, als ihm unterwegs etwas für ihn Wunderbares widerfuhr. Nämlich: um die Ecke bog ein Frauenzimmer, so schön, wie Peter noch keines je gesehen.

Sie war städtisch gekleidet, hatte ein allerliebsteß, fest aufgeworfenes Näschen über einem reizenden, zum Küssen einladenden Mündchen und unter dem breitrandigen Strohhute, der ihr Köpfschen bedeckte, guckten zwei blitzende Neuglein unternemend, sehr unternemend hervor und betrachteten, offenbar nicht ohne Wohlgefallen, den hochfürstlichen Rentamtschreibergehilfen in einer Weise, daß es den guten Jungen siedendheiß überlief. Er vergaß seine treffliche Mutter mit ihren trefflichen Mehllöwen und stand da, wie — ich sage es nicht gerne, aber die Wahrheit dieser überaus wahrhaftigen Geschichte verlangt und die Ländlichkeit der Szenerie entschuldigt es — wie der Dachs vor dem neuen Stallthor.

Die Holde, welche den Eindruck, den ihre Erscheinung auf den Jüngling hervorbrachte, wohl bemerkte, schlug schließlich ihre Neuglein züchtig nieder, zupfte sanft erröthend an ihrem koketten Schürzchen, that endlich das küßliche Mündlein auf und lispelte zimpferlich:

„Ach, wie bin ich erschrocken!“

Nach diesen, der Situation so sehr angepaßten Worten, als der gute Rentamtschreibergehilfe, noch immer in seiner schweigenden Be- und Verwunderung dastand, ging, nein, schwebte das holde Wesen auf ihn zu, streckte ihm das kleine, weiße Händchen schalkhaft lächelnd entgegen und sagte:

„Ah, Monsieur Pierre! kennt Er mich denn nicht mehr? Ich bin ja seine ehemalige Nachbarin, die Henriette Müllerin, die seinerzeit als Kammermädchen mit der jungen Fürstin fortging, als diese heirathete. „Wir“ sind jetzt Wittve (grace à Dieu!) und gedenken wieder auf dem Schlosse hier zu wohnen, um in ländlicher Stille den verlorenen Gatten zu betrauern.“

Nach dieser Tirade, die Mademoiselle Henriette Müllerin mit ungemeiner Zungenfertigkeit hervorgesprudelt hatte, kam endlich ein wenig Leben in unsern keuschen Peter. Er schloß mit Anstrengung den Mund, den Staunen und Ueberraschung bis jetzt offen gehalten hatten, öffnete ihn hernach wieder und sagte:

„Ach, Ihr seid's, Henriette!“

Als diese Worte dem Gehege seiner Zähne entflohen waren, athmete Peter erleichtert auf und vermochte sogar mit seiner Hand — es waren Tintenflecke daran — jene Henriettens zu ergreifen.

Als ihn das weiche, weißfettige Pfötchen des niedlichen Kammerkätzchens mit sanftem Drucke berührte, durchzuckte es ihn elektrisch. Schnell ließ er es wieder fahren und stand, wie mit Blut übergossen da, während sie sagte:

„Nuu, Monsieur Pierre, hoffentlich wird Er mir wie früher ein guter Kamerad sein. Größ' Er mir seine Frau Mutter und morgen, nach dem Kirchgange besuche ich sie. Ach, wir sind so fromm jetzt“, fügte sie, aber nur halblaut hinzu.

Damit reichte sie ihm nochmals ihre Hand, nochmals durchzuckte ihn der elektrische Schlag und wie träumend stand er, ihr nachschauend auf dem gleichen Flecke, als sie, von fern mit ihrer silberhellen Stimme ihr letztes Adieu ihm zursend, um die Ecke verschwand.

Ob diesen Mittag dem Peter die trefflichen Späzen seiner trefflichen Mutter ebenso gemundet wie sonst, dürfen wir billig bezweifeln, denn:

O Liebe, wie bist Du bitter,

O Liebe, wie bist Du süß!

II.

Es thut uns leid, daß wir, dem Faden dieser wahrhaften, aber melancholischen Geschichte folgend, nicht in der Weise fortfahren können, wie wir lieber wollten und wie es der Gebrauch erheischt — aber was kümmert sich wahre Liebe um den Gebrauch! — nämlich: „Peter liebte Henrietten und er machte Fortschritte in seiner Liebe.“ Aber, durch die Wahrsichtigkeit unserer Geschichte sind wir genöthigt zu sagen:

„Peter war verliebt in Henrietten und Henriette machte Fortschritte in dieser Liebe.“

Sie werden, meine Gnädigste, bald merken, was für ein Unterschied zwischen beiden Wendungen ist und daß wir letztere wählen mußten, um nicht gegen die Wahrheit zu verstoßen.

Also, Peter war verliebt bis über die Ohren. Aber wo hätte er den Muth hernehmen sollen, ihr seine Gefühle zu gestehen? Er irrte, natürlich nur in den Stunden, die der hochfürstliche Dienst ihm frei ließ, fern von den mütterlichen Mehlklößen, vulgo Späßen umher, magerte sichtbar ab, seufzte Mond und Sterne an, indem er sie zu Zeugen seiner Leiden anrief, lauschte um das Schloß irrend von ferne dem Gesänge der Geliebten. Und während Peter so als schmachtender Schäfer umherirrte, dachte der Gegenstand seiner süßen Neigung, dem die Sache bedeutend zu lange ging, dachte Henriette darüber nach, wie sie dem guten Burschen am besten Avancen machen könne, ohne doch dem Air der sitzamen Jungfrau etwas zu vergeben.

Dem einerseits drängte ihre Sinnlichkeit, die bei dem Gedanken an den kräftigen Jüngling mächtig aufwallte; andererseits hatte Henriette es satt, im Dienste der eigensinnigen und kapriziösen Fürstin ihr Dasein zu verbringen, den Launen der alten Hofmeisterin zu fröhnen und die Galanterien des zwar sehr galanten, aber, ach! auch sehr alten Herrn Fürsten Vater entgegenzunehmen. Sie wollte unabhängig werden und sie hoffte, wenn der fürstliche Rentamtschreibereigehilfe sie zum ehelichen Gemahl begehrte, schon soviel Einfluß auf die alte Durchlaucht zu haben, daß sie Peter eine gutbezahlte Stelle verleihen würde.

Deshalb wollte sie einerseits Peter, den schüchternen Eudymion, ermutigen, andererseits aber wieder die unerfahrene Jungfrau spielen, die von den Mysterien der Liebe noch nichts weiß und nichts wissen will, als bis die Gardinen des Ehebettes hinter ihr und ihrem Gesponsen sich geschlossen haben.

Sie wußte ihre Besuche bei Peters Mutter so einzurichten, daß sie zu einer Zeit kam, wenn Peter zu Hause war. Hierbei fügte es sich natürlicherweise auch, daß sie mitunter allein waren. Bei solcher Gelegenheit verlor Peter vollends den Kopf. Allein mit Ihr! — Er seufzte, sie seufzte, doch der blöde Schäfer fand immer noch keine Worte. Als nun wieder einmal die treffliche Mutter das Paar allein gelassen hatte — sie war einem Rufe als Hebeamme gefolgt, denn diese Stelle versah sie im Dorfe — und Peter schon zweimal zu seufzen gewagt hatte, während ihn Henriette mit ihren feuchten Augen so ahnungslos und doch so verheißungsvoll ansah, daß ihm ganz zauberisch zu Muthe wurde, rückte sie an ihn heran, zog ein Büchlein aus der Tasche und bat ihn mit schmelzender Stimme, ihr daraus vorzulesen. Es war eine Sammlung von Gedichten in der Manier jener Zeit: Schäfergedichte. Während er mit stoßender Stimme und thränenden Augen las, wie Leander nach Doris seufzte und Agathon um Thezionen litt, die Grausame, die so reich war, daß hundert schneeige Schäfchen, mit Rosabändern geziert, ihr folgten, lehnte Henriette, wie geknickt durch das Liebesunglück der Schäfer und Schäferinen, unvermuthet ihr Köpfchen an seine Schulter — gab aber dabei Acht, daß ihre hochgethürmte Frisur nicht in Unordnung gerathe — berührte wie von ungefähr mit ihrem weichen Pfötchen sein heißes Gesicht, drückte ihren schwellenden Busen an ihn — und —

„halb zog sie ihn, halb sank er hin“
sagte Geheimrath von Goethe bei einer ähnlichen Gelegenheit — kurz, sie lagen sich in den Armen, „da war's um ihn gesch'n,“ wie Herr von Goethe weiter singt.

So wurde Peter Henriettens Bräutigam; denn seine Mutter, die Vortheile einer solchen Verbindung wohl einsehend, verweigerte den mütterlichen Segen nicht und auch Se. Durchlaucht der alte Fürst gab — schmunzelnd — seine Einwilligung und versprach Peter eine bessere Stelle.

Aus jener Periode stammt das Gedicht, das anhebt mit den Worten:

„Heilige Liebe, Himmelsfeier,
Die nur reine Seelen küßt,
Sei in Deiner Huld und Treue,
Sternentochter, uns gegrüßt!
Nicht dem Frechen, noch dem Hohen
Säuseln Deines Drems Lohen.
Nur wer kindlich, fromm und gut,
Spürt der heil'gen Flamme Gluth.“

III.

Sonntags nach diesem denkwürdigen Ereigniß war das Erntefest im Dorfe und Henriette hatte Erlaubniß erhalten, mit ihrem Gesponsen, wie es in der Sprache jener biederen Dörfler hieß — auf demselben am Tanze theilzunehmen.

Peter war nicht wenig stolz darauf, seine schöne Braut im Tanze zu drehen — der Ballsaal war eine Tenne mit festgestampftem Lehm Boden.

Den ganzen Nachmittag hatte er sie nicht aus seinen Armen gelassen, so leidenschaftlich tanzte er. Dazwischen trank er Wein, ein für ihn völlig ungewohntes Getränk. Das Geld dazu hatte ihm Henriette gegeben, die auf ihrer ereignißreichen Kammerkäschen-Lebensbahn manchen Thaler, ja manches Goldstück „für geleistete Dienste“ empfangen und erspart hatte. Das Resultat dieses ländlichen Balles war, daß Peter schließlich wein- und liebetrunken wurde und sich gegen seine Holde zärtlicher und unternehmender erwies, denn je. Auch Henriette, deren Sinne in Folge der langen Carenz aufgeregter waren, gab sich mit voller Leidenschaft dem Vergnügen hin, in den starken Armen des Jünglings, der vor der alten, galanten Durchlaucht ach! so viele Vorzüge voraus hatte, dahin zu schweben. Dazwischen that sie ihm mit dem Weinglase wacker Bescheid und die Folge war, daß ihre Sinne ebenfalls mächtig aufgeregter wurden. Sie drängte zum Heimgang und Peter willfahrte nicht ungerne.

Es war schon spät am Abend. Der bleiche Mond, dieser alte Freund Peters, stand am Himmel und leuchtete dem Liebespaare auf dem Heimwege. Zärtlich umschlungen schritten die Beiden kosend durch die Nacht. Henriette hatte zu diesem Tage von ihrer gnädigen Herrin ein Kleid geschenkt erhalten, das oben sehr, sehr weit ausgeschnitten war. (So wollte es die Mode jener guten, alten Zeit.) Sie hatte während des Tanzes ihre Blöße züchtig mit einem Tüchlein verhüllt, aber freilich nicht zu verhindern vermocht, daß sich dasselbe während des Tanzes mehreremals verschob und ihrem feurigen Liebhaber Einblick in Dinge gestattete, von denen seine Weisheit bis dato sich nichts hatte träumen lassen. Jetzt, bei ihrer Wanderung durch die dunkle, sommerschwüle Nacht hatte Henriette das Tuch weggenommen. Aus dem Ausschnitt des fürstlichen Kleides glänzten ein Paar schneeige Hügel. Peter, seiner Sinne nicht mehr mächtig, umfieng mit riesenstarken Armen seine Braut und preßte glühende Küsse auf den schwellenden Busen, der ihm verführerisch entgegenschimmerte. Auch Henriette erlag ihrem Sinnentaumel; sie umschlang Peter und preßte ihn an sich, sein flammendes Antlitz mit glühenden Küssen bedeckend.

Der keusche Mond, der sich eben anschickte, sein erröthendes Antlitz decent hinter einem Wölkchen zu verbergen, schien sein Vorhaben auf einmal aufzugeben und mit großer Heiterkeit herabzusehen auf unser Liebespaar. Ein lauter Schrei ertönte, dem ein zweiter folgte — Henriette sprang — nachdem sich Peter erhoben hatte — mit wüthenden Geberden auf.

Sie hatten sich unvorsichtigerweise in ein Gebüsch von Brenn-Nesseln gelagert und Henriette sich — Verschiedenes verbrannt.

So mißlang Peters Liebes-Debut und so wurde Henriettens Keuschheit diesmal gerettet.

Vier Wochen nach diesem denkwürdigen Abend wurde Henriettens und Peters Hochzeit gefeiert, wonach Peters Me-

lanchole ein Ende nahm. Henriette beschleunigte die Feier, da sie weder sich noch ihren Freier noch weiteren Proben im Freien aussetzen wollte. Darum freite sie so rasch als möglich.

Peter erhielt seine Bestellung als wirklicher Rentamts-schreiber; die Fürstin stattete Henrietten aus und Se. Durchlaucht der alte Fürst überreichte ihr einen Beutel mit ungarischen Dukaten gefüllt „als Belohnung für treu geleistete Dienste“.

Bist Venus und Madonna.



Bist Venus und
Madonna
Zugleich in einem
Weib!
An Seele — die
Madonna,
Die Venus — an dem
Leib.

So kam es, daß ein
„Ave!“
Mir von den Lippen
glitt,
Indes ich wie ein
Sklave
Zu Deinen Füßen
litt.

Dr. Ed. M. Schranka.

Spinnstuben-Geschichten.

Von Sidonie.

II. Beim G'stetten-Bauern.

Der Sonntagabend war gekommen. Dichter Schneefall war eingetreten und hatte die zerstreuten Dorfhäuser in weiße Decken gehüllt. Auch die Wiesen und Felder lagen unter tiefem Schnee und auf der Straße und den Wegen knisterte er unter den Tritten der jungen Leute, welche heute Alle nach einer Richtung gingen. Der G'stettenbauern-Hof war ihr Ziel.

Lachend, plaudernd, einander neckend trafen sie an den Kreuzwegen auf einander und freuten sich der neuen Einföhrung. Der Jörg war doch ein former Kerl — er hatte es richtig zustande gebracht, daß der G'stettenbauer die ledigen Leute des Dorfes für diesen Abend zu sich lud, und nun kamen die kuraschirtesten richtig, um sich anzusehen, wie es an solch einem geselligen Abend wäre. Hatten die Alten ihren Spaß daran gehabt, so würden wohl auch sie ihren Zeitvertreib finden an den gemüthlichen Plauderabenden, die heute begannen. Des Dorfschen-Leopold Aelteste, die muntere Agerl, stieß eben auf einem schmalen Fußsteig mit dem Müller-Gustl zusammen, stieß in Wahrheit so heftig mit ihm zusammen, daß es blaue Flecke hätte geben müssen, wäre die Agerl nicht so mudelrund gewesen und hätte der Gustl sich nicht gleich an ihr „derfangen“.

„Fangt guat an!“ schnunzelte er und schob ihr zärtlich die „Gugl“ aus dem Gesichte, daraus lustige Augen guckten.

„Is Dir 'leicht net recht, daß D' mi begegn'st? Hätt'st gern d' Lori ang'rennt — de halt' no ehnder an Puff aus als i!“

So lacht die Agerl und der Müllerbursche schmiegt sich — der schmale Weg bedingt es ja — eng an sie und sagt:

„Lass'n mir's gelt'n, Agerl. — I denk net an d' Lori, is gar schwer wie a Mehlsack. Brauch a g'schmach's Dirndl, de si' net gar so derziagn (zerren) laßt; i moan, Du wärst g'rad d' Rehti!“

„Moanst? Woast alsdann schon, daß d' Lori wie a Mehlsack is — hast's 'leicht probirt, wie schwer als is?“

„Is schon wahr! Kann's net läugna. Jetzt g'hörts aber 'n Schlosser-Schorschl; den feini Fäust' könnens ehnder zwinga als i.“

„Was red's da von mir?“ fragte eine lustige Stimme und im selben Augenblick hat die Agerl einen ausgiebigen Schmatz im Gesicht.

„Der Schorschl!“ schreit sie.

„Was is mit meini Fäust? Was kann i zwinga?“

„Von oaner Dirn hab'n mir g'redt!“ sagt verlegen das Mädcl.

„Und daß Du der Rehti für sie bist,“ setzt Gustl hinzu.

„Moan, i wär' für jedi der Rechte. Is mir no Kani auskunna, de i mög'n hab.“

Der Schorschl wirft sich dabei prozig in die Brust, die Agerl aber ärgert sich über seinen Uebermuth. — Sie schneidet ihm ein Gesicht und sagt:

„Geh', laß Di net auslach'n, Aufschneider! Mir kunnt'st vergold'ter kumma — i schauert Di net an — und wanns D' mi a tausendmal möchst, kriagn thäst mi do net.“

„Müast si' erscht weis'n!“ meint der Schorsch und will sie neckend umfassen; doch Gustl kommt ihm zuvor.

„Halt, dermal'n g'hörts mir; da wird nix druckt und bußt, des werd' schon i thuan.“

Lachend gehen die Drei weiter. Bei einem Häuschen vorüberkommend sahen sie an dessen Schwelle ein blutjunges Dirndl stehen.

„Na, gehst net a zum G'stettenbauern?“ ruft ihr die Agerl zu.

„I trau mi net“ lautet die schüchterne Antwort, die ein lustiges Lachen der Drei zur Folge hat.

„Woast net umasunst „der Trauminet“. Kumm nur, Mirzl, wird Dir nix g'scheg'n und wann a der Spägen-Seppl ob'n wär'. I führ Di z'haus, da traut er si' net zuwi“ (herzu).

Auf diese ermutigende Rede hin ging der „Trauminet“ mit der Agerl zum G'stettenbauer.

Bei Diesem treffen wir in der unteren großen Stube schon mehrere andere junge Leute.

Da hockt der junge Brettschneider-Anderl in einer Ecke und schaut verlegen auf die Genossen, welche sich mehr oder minder lustig mit den Dirnen unterhalten.

Des Anderl sehnlichster Wunsch ist es, einmal ein Mädcl zu küssen, doch ließ ihn seine Bescheidenheit niemals dazu kommen. Ganz still hofft er, daß die jetzt ins Werk gesetzten geselligen Abende seinen Muth kräftigen würden. Zuweilen war der Anderl kuraschirt; Das hat er schon einmal bewiesen, wiewohl er nichts davon hatte. Er war im letzten Sommer im Heuen gewesen und da hatte er ganz von ferne gesehen, daß der Naz vom Wiesenhof mit einer der Mähderinen schäkerte und es hatte ihm damals sehr imponirt, daß der Naz die Dirn ganz einfach in's Heu stieß und sich dann neben ihr niederließ. Dem jungen Burschen war recht schwül geworden bei diesem Anblick und ein heftiges Verlangen Desgleichen zu thun, stieg in ihm auf. Er erhob sich schüchtern von seinem Ruheplätzchen und hielt Umschau. Richtig, drüben lag eine Dirn — offenbar schlafend — am Bachrande. Sie lag versteckt hinter einem großen Heuschuber und Anderl konnte nur ihren blauen Rock und die rothe Schürze sehen. In wenigen Augenblicken stand er bei dem Heuhaufen; doch da verließ ihn der Muth. Er ließ sich zagend niedergleiten, doch trennte ihn noch auf Armeslänge das Mund des Hügel's von der Schlum-

mernden. So lag er lang; der Heudust stieg ihm zu Kopfe und dann kam noch etwas dazu — irgendwo in seiner Nähe rief eine vom Lachen gedämpfte Mädchenstimme: „Jetzt laßt mi aber aus — Du Sakra — Du!“

Es schien dem Anderl jetzt ungeheuer verlockend, auch einmal von Jemandem für einen „Sakra“ gehalten zu werden, auch einmal angefleht zu werden ums „Auslassen“. Halb und halb wandte er sich um, biß die Zähne zusammen, schloß die Augen und griff zu.

Euttäuscht zog er seine Hand zurück. Er faßte wohl Kleidungsstücke, doch waren sie leer. Irgend eine heißblütige Mähderin hatte dort Rock und Schürze gelassen. Seit jener Zeit war der junge Bursche noch schüchterner. Nachts, wenn er am meisten Muth hatte, lief ihm eben kein Dirndl zu, und sah er ein solches bei Tage, getraute er sich kaum, ihm in die Augen zu schauen. Jetzt aber ist plötzlich Gelegenheit da.

„S wär doch zum Teizlhol'n, wann i zu gar nix kummert!“ denkt Anderl und beneidet den Wiesenhof-Maz, der die Traudl gerade verstoßen in die Wade zwickt. Nun treten die uns schon bekannten vier jungen Leute ein und bald nach ihnen kommt die Bronerl. Sie ist viel zu lustig, als daß ihr Liebster fern sein könnte und richtig: noch hat sie nicht das dicke Tuch von Kopf und Schultern genommen, geht wieder die Thür auf und der fesehe Franz erscheint. Sein Schnauzbart ist trotz der Kälte aufgethaut und so vermuthen wir, daß Franz sich schon ein bißchen an den rothen Lippen Bronerls gewärmt hat.

Der G'stettenbauer ist ein recht sideler alter Mann, ein guter Freund vom Jörg und noch lange kein Verächter sauberer Dirndln. Die zwei Alten sitzen hinter dem großen Tisch in der Stubenecke und schauen sich die jungen Gäste an.

Da steht eine lachende, zischelnde Mädchengruppe und weiß nicht recht, was beginnen; dort stopfen einige Bursche ihre Pfeifen und sind, wie jene verlegen. Dazwischen ein oder das andere Braut- oder Liebespaar, das verschämt beisammen steht, und bald dort bald da der Waldl bellend, schnüffelnd, ganz erstaunt, was es heute im Hause gäbe.

Nun tritt die alte G'stettenbäuerin ein und stellt eine riesige Schüssel Küchel auf den Tisch und die Magd schleppt zwei Krüge Obstwein herbei und nun ist auf einmal die Geselligkeit fertig. Freundlich winkt die Frau alle herbei und Jedes ißt und trinkt und dann nehmen die Bursche wieder ihre Pfeifen hervor und die Dirndln die mitgebrachte Arbeit. Zwanglos sitzen sie durcheinander. Doch nicht immer zufällig. Die Liebe und das heimliche Einverständnis hat dabei die Hand im Spiele und wenn da Einer näher rückt, oder wenn sich im Schatten des Tisches ein Händepaar begegnet, so hat das immer etwas zu bedeuten.

Und nun lauscht man den Erzählungen, die der Jörg und der gemüthliche Hausherr zum Besten geben und lacht über die Schwänke und jetzt und jetzt erröthet eine Mädchenwange — mag sein, weil ein anzügliches Wort fiel, mag sein, weil der Fuß eines Burschen einen anderen suchte.

„Au“ — schreit einmal die Agerl und sagt dann: „aber der Waldl is a grob's Viech!“ — Indes zieht der Müller-Gustl die Hand zurück und stopft umständlich seine Pfeife. So verläuft unglaublich schnell der gesellige Abend, den die Dorfjugend sich erobert hat.

Ein froher Winter ist den frohen Leutchen, die wir heute oberflächlich kennen lernten, in Aussicht. Der Langenweile ist ein Niegel vorgeschoben und der angenehmen Heimlichkeit ein Thürchen geöffnet. Das spüren sie schon heute, da sie endlich es ist nahe an zehn Uhr — sich von ihren Wirthen verabschieden.

Alle sind mehr oder minder befriedigt von dem Erlebten, von dem Gehörten und meist paarweise verlassen sie den G'stettenbauern-Hof.



ONBONNIÈRE.

Weinselig.

Ein Verunsicherter sinkt auf einen Eckstein hin und kann sich nicht von der Stelle rühren. Ein mildherziger Passant fragt ihn wohlwollend:

— Wie heißen Sie, mein Herr?

— Wie ich heute heiße, das weiß ich nicht; gestern hieß ich Müller.

*

Im Restaurant.

Ein Herr, der mit einem blonden Dämchen im Cabinet séparé speist, rennt wüthend auf den Korridor hinaus und schreit:

— Donnerwetter, Kellner! Ich läute schon zum vierten Male . . . Sind Sie den taub?

— Um Verzeihung, mein Herr! Ich habe sehr gut gehört . . .

— Warum kommen Sie denn nicht?

— Ich dachte, daß die Dame so stürmisch läute . . . und das kennen wir schon . . .

*

Vorsichtige Leute.

Herr Flaut, der schon das Alter überschritten hat, in welchem ein Mann hoffen darf, daß eine Frau aus Liebe ihn zum Gatten wählen könne, freit um Fräulein Arabella.

— Doch bevor Sie „Ja“ sagen, — spricht er in ernstem Tone — muß ich Ihnen noch gestehen, daß ich sehr eifersüchtiger Natur bin.

— Ich danke für die Warnung, erwiedert das Dämchen gerührt; ich will nun vorsichtig sein.

*

Wohl begründet.

Laura überrascht ihre Freundin Rosa beim Briefschreiben.

— Wie? ruft Laura überrascht, Du schreibst an Deinen Zukünftigen aus dem Briefsteller?

— Ach ja, erwiedert Kösschen verwirrt, — nur weil ich mit meinen Gefühlen noch nicht im Reinen bin.

*

Die Aerzte.

Doktor T. wird an Mariechens Krankenbett gerufen.

— Was fehlt meiner Kleinen? fragt die Mama besorgt.

— Sie leidet an Dispepsie.

— Woher kommt das?

— Vom Griechischen.



— Sie irren sich, Herr Lieutenant, ich bin Sprachlehrerin!
— Geniert nicht; ich nehme auch Sprachlektionen. Wie theuer
die Stunde?



— Was soll ich Dir zu Deinem Geburtstag wünschen, liebes Männchen?

— Ich wünsche mir Deine Treue.

— Ach, wenn es nur von mir allein abhinge! . . .

Winternoth.

Kein Geld, kein Lieb und Winterszeit,
Im Magen ein grimmes Weh —
Wie ist doch die Welt so erdenweit
Und hierlands so kalt der Schnee.
Awar lebt mir noch immer die Thorheit im Hirn,
Im Herzen loht heiße Lust:
Doch säklig nicht der Wahn im Hirn,
Erwärmt nicht die Sehnsucht die Brust.
Den kurzen Tag verscheucht die Nacht,
Für Einsame viel zu lang;
Und doppelt das alte Elend erwacht
Und ich denke mich krank und bang.
Gehst auch vorbei die Adventzeit,
Kommt wieder der Karneval
Und die Geige lockt zur Fröhlichkeit
Im lichterhellsten Saal.
Ach, manchmal empfindet man's zwiefach schwer,
Daß Glück fehlt Einem und Geld —
Und leicht hat zu entsagen, der
Du Weige gekostet die Welt!

Friedrich v. d. Adler.

Die erste Geliebte. (8)

Roman von Catulle Mendès.

In der „Kneipe“ saß auch Jean Morvieux. Dieser Mensch glich einer Senkgrube, aus der nichts als Haß hervorsprudelt. Alle Lästerungen und Verleumdungen, alle Skandale — ob wahr oder erdichtet —, mit welchen die Wuth der Unterdrückten die Mächtigen und Berühmten angreift, wurden bei ihm abgelagert; er nahm sie in sich auf wie eine Kloake und gab sie noch unflätiger wieder von sich.

Was dieser bereits vierzigjährige Mensch in seinem Leben gewirkt, was er geträumt und gehofft — wenn er überhaupt noch hoffte — Das wußten nur Wenige. Manchmal gab er zu verstehen, daß er in seinen Schubfächern Werke anhäufte — Dramen und Romane — aber nicht daran denke, dieselben der allgemeinen Dummheit preiszugeben. Seine Bewunderer — denn er hatte deren — behaupteten, daß Jean Morvieux, wenn er gewollt hätte, die Welt mit seinen durchaus neuen, originellen Werken in Staunen versetzt haben würde, und daß, wenn er sich in die Höhe zu recken geruhen wollte, die größten Männer neben ihm Zwerge wären. In der That konnte man zuweilen, aus dem Tumulte seiner giftgeschwollenen, unflätigen Reden die Begeisterung für irgend ein finsternes, grausames Ideal heraus hören. Wenn dieser Zerstörer Alles niedergerissen hatte, erstieg er die Trümmer und thronte daselbst gemein und großartig, unflätig und strahlend, zischend wie eine Schlange und brüllend wie ein Löwe. Wer hätte zu sagen vermocht, durch welche Träume dieser Mensch zur Wuth und zum Meide der Wirklichkeit herabgestiegen war? Er gehörte vielleicht zu Jenen, die sich dazu geboren wähnten, die Despoten der Geister eines ganzen Jahrhunderts zu werden und denen von ihrem gescheiterten Ehrgeize nichts übrig geblieben, als die Verachtung gegen Jene, die sie sich nicht zu unterwerfen vermocht hatten. Er redete immerfort, weil er nicht schreiben konnte, gleichwie Satan im Hohn gelächter Genugthuung sucht für seine Ohnmacht im Schaffen. Sein Hohn beschmutzte und verletzte zugleich. Auf allen Höhen vernahm man sein Geheul; man konnte nicht umhin zu wissen, daß es tief unten, sehr tief unten eine Hydra gebe, die unzufrieden ist, eine Hydra, die mit ihrem Kopfe die ganze Luft verpestet.

Seine schmachvolle Lebensweise trug er ganz frei zur Schau, mit dem Cynismus eines ausfägigen Bettlers, der seine Schwären zeigt. Es war, als wollte er durch seine eigene Niedrigkeit die der Anderen glaubwürdig machen. Wer hätte in der Kneipe gewagt, an den Infamien zu zweifeln, mit welchen er beim Bierschoppen die Besten und Vornehmsten beschmutzte, da er, Jean Morvieux, selbst infam war? Und er war es wirklich. Er hatte Caroline zur Geliebten, diese alte, dicke, schwitzende Dirne, die mit ihrem schlappen Fleische die Fetzen eines allezeit schlecht zugestellten Leibchens füllte. Mit ihrem Aussehen einer fahrenden Seiltänzerin, die später irgendwo, in der Nachbarschaft einer Kaserne, einem Bordell lange vorgestanden, strich sie — während er in der Kneipe predigte — auf den äußeren Boulevards und in den engen Gassen des Montmartre umher, sich den Passanten anbietend, scheußlich

aber vielversprechend, gewisse abseits gelegene Stellen kennend, wo man die Kosten für das Hotelzimmer ersparen kann. Wenn sie dann dick, roth, schmutzig ihren Jean Morvieux aufsuchte, ließ sie in der Tasche ihres allezeit zum Fallen bereiten Rockes die Kupfermünzen klirpern. Dann lachte er im Stolze seiner Schmach und im Vorgenuße all' der Schoppen, die sie aufmarschiren lassen wird. Dann gerieth er in einen wüthenden und sieghaften Schwung. Er erhob sich, schüttelte seine Strähnen, schlug mit den Fäusten auf den Tisch, überfloß in schimpflichen Reden. Er schrie: „Der Ruhm ist eine Meise wie Caroline; nur viel theurer.“ Oder: „Neulich sah ich Jemanden in einer Kloake verfaulen; es war ein Minister auf dem Heimwege.“ Oder: „Ich nehme den Senat in meine Rechte, die Akademie in meine Linke und zermalme sie an einander.“

Doch, war die „Kneipe“ gemein, so war sie auch heroisch. Sie hatte die Eigenschaft, daß sie sich nie beklagte. Diese Leute, welchen das Unvermögen oder die Entmuthigung nichts als den Haß übrig gelassen, vergaßen des eigenen Glends, der eigenen Erniedrigung, um nur an das Gedeihen Anderer zu denken. Es wohnte eine Art schimpflichen Stoizismus in ihnen: sie verachteten nur, aber sie beklagten sich nicht. Während hoch über ihnen, den armen, unbekanntem Genies, so viele Berühmtheiten ohne Berechtigung triumphirten; während die Anderen die Theater hatten, wo man ihre Stücke aufführte, die Gemäldehallen, wo sie ihre Werke ausstellen konnten, die Zeitungen, wo man gelesen wird, schöne Frauen und gute Diners, schöne Wohnungen und schöne Kleider, hatten sie, vom Pech erdrückt, an der Trägheit klebend wie der Vogel an der Leimruthe; hatten sie, die nach einem unter Fasten verbrachten Tage sich Abends zu einer Schüssel Sauerkraut setzten, in Gesellschaft ihrer schlecht gekleideten und schlecht geschminkten Zubehälterinnen; sie, die keine Lagerstätte und keinen Rock besaßen, hatten sie — sagen wir — den Muth zu lachen. Es war ein wildes, grausames und bewunderungswürdiges Lachen. Um großartig zu sein, fehlte diesen Leuten nur Eins: gut zu sein. Sie waren nicht gut, aber ihre Wuth hatte den Schein der Uneigennützigkeit. Es war, als würden sie das Dunkel, das Glend ihrer Existenz dem Luxus und dem Ruhme vorziehen, auf dem sie herumstampften. Sie besaßen den Stolz ihrer Niedrigkeit.

Neben Jean Morvieux und vielen Seinesgleichen fanden sich übrigens in der Kneipe auch edle Herzen und vornehme Geister. Weshalb kamen sie hierher? Um die Einsamkeit zu fliehen, diese ewig mürrische Schwester, welche die Behausung der Armen so unheimlich macht. In Zeiten der Strikes sieht man rechtschaffene Arbeiter an den Tischen der Wirthshäuser sitzen, die voll sind mit Trunkenbolden und Gaunern. Nur ein Gott kann mit dem Klang der eigenen Stimme und mit dem Widerschein seines Antlitzes sich begnügen. Man errichte in einer Wüste die Hütte eines Asceten und die Hütte eines Banditen: drei Tage später werden diese zwei Menschen, der Räuber und der Heilige, gemeinsam ihre kärglichen Mahlzeiten einnehmen und nur mit Bedauern zur Schlafenszeit sich trennen. So erklärt es sich, daß in der Kneipe sich täglich so viele wackere Leute zusammenfanden, welche die Langeweile, die Stille der Einsamkeit gejagt hatte, die Menge aufzusuchen; so erklärt sich die Anwesenheit des Poeten Jerome Bertil, welcher

danf der Laune einer Schauspielerin eine kurze Spanne Zeit berühmt gewesen und dann in das Dunkel zurückgesunken war; so erklärt sich die Anwesenheit der drei tüchtigen Arbeiter Jacques Lepoing, Antoine Northe, Etienne Duplan, die in der Gemeinsamkeit der Arbeit schier drei Brüder geworden, die von Kraft und Jugend strotzend ein glänzendes Triumvirat geträumt und alle drei zusammen nicht so viel erreicht hatten, wie der erstbeste Lämmel, mit dem alle Zeitungen sich tagtäglich beschäftigten; so erklärt sich die Anwesenheit Valentin Thirac's, der kraft seines Genies vom Zimmermaler sich zum Künstler emporgeschwungen und vom Künstler zum Poeten, zum verrückten, ausgelassenen (und dabei, ach, so traurigen) Poeten, der das Herz auf der Hand trug, sich in den Sommerfrischen herumtrieb und den seine Liebe zur Sonne schließlich — zum Photographen machte. Und hundert Andere, unter welchen Pierre Labaris hervorragte, dieser zart sinnige, behutsame, fleckenlose Mensch, dieser Träumer, der mit den evangelischen Mienen eines Bischofs die Spelunke betrat.

Dann saß in der Kneipe — Jean Morvieux gegenüber — Jean Straparole. War Jean Morvieux die Schattenseite der Kneipe, so war Jean Straparole die einladende, frohe Seite.

Als fahrender Komödiant und Reimkünstler an einem sternenhellen Abend von dem Karren des Scarron gefallen und erst zwei Jahrhunderte später, an einem sonnenhellen Morgen, auf einer der Heerstraßen bei Paris erwacht, kannte Straparole das wirkliche Leben so wenig wie der Fisch die Luft. Dieser Zigeuner war eine Art Engel. Allerdings theilte auch er den Haß der Besucher der „Kneipe“ gegen Alle, die in eleganten Restaurants speisen und wohlriechende Frauen küssen dürfen. Allein, sein Haß war ein hochtrabender, komischer, lachender. Die Wuth des Jean Straparole war eine milde, strahlende; das Feuerwerk seiner Entrüstung verpuffte in unschädlichen Raketen. Denn in Wahrheit fand er, daß Alles gut sei hienieden, wo es so viele dicke Dirnen gab, die sich um den Leib nehmen ließen, und so schöne Verse, die man zum Zeitvertreib rezitiren konnte, wenn man in den schmutzigen Betten der Herbergen sich schlaflos herumwälzte, weil die allmächtigen Wanzen es so wollten. Das Leben war ihm süß. Er erwachte jeden Morgen mit dem Verlangen, alle Leute zu umarmen, die er auf der Straße treffen würde, in der Gewißheit, daß es eine Sonne am Himmel geben würde, Blumen an den Fenstern, Frauen überall; und er ging, was immer ihm tagsüber begegnet war, allabendlich mit Erinnerungen zu Bette, die ihm süße Träume sicherten. Und dann: da er Komödiant war, der oft von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf zog, mit den fahrenden Schmierern, die oft von dem falliten Direktor in irgend einer schlechten Herberge plötzlich im Stich gelassen werden; weil er wirklich oft in den Straßengraben, unter hellem Mondlicht, übernachtet hatte; weil er nach einer bombastischen Deklamation die Bauernhöfe abgesammelt hatte, mengte er in die bössartigen Späße der von Bier und Tabaksqualm verpesteten Kneipe einen Zug freimüthiger Thorheit, freier Lust und gesunden, frohen Glends, so daß die Kneipe, durch Jean Morvieux verdüstert, durch Jean Straparole wieder aufgeheitert wurde.

Straparole sprach zu Evelin:

— Knabe, Du bist reich? Das ist gemein! Du bietest „Holzbusen“ Erfrischungen an, Du bietest sogar mir deren an: Du bist also ein Millionär! Ich beklage Dich . . . Fahre nur fort; bestelle Champagner; lade alle schönen Mädchen zu Orgien ein. Sei versichert, daß sie die Tische der Berühmtheiten verlassen werden, um Dich mit ihrem Danke und ihrem Lächeln zu belohnen. Ich selbst werde mit Dir trinken. Aber merke Dir's, Kleiner: Du wirst mich vielleicht berauscht machen, doch nicht bestechen. Ich bleibe ein unerbittlicher Richter. Es ist ein Unglück, daß Du Geld besitzt. Welches Recht hast Du auf den Wohlstand, welches Recht hast Du, fast neue Kleider zu tragen, die jeden Morgen ausgebürstet werden, da Du Verse machst? Ja, Du hast Fähigkeiten, drehst ganz hübsche Sonnete; aber welche Frechheit ist es von Dir, Moneten in der Tasche zu tragen, — da Homer auf den Heerstraßen von Hellas gebettelt hat und ich erst heute Morgens zwanzig Sous vom Zimmerkellner borgen wollte, die mir dieser Schurke verweigert hat? Ich hatte Dich immer in Verdacht, der Sprößling von Spießbürgerleuten zu sein. Du schläfst in weichen Federbetten, nimmst regelmäßig täglich zwei Mahlzeiten und wenn Du Wechsel unterschreibst, bezahlst Du sie auch; so daß Dein Hausmeister den Hut vor Dir zieht. Die unsterblichen Götter mögen mich vor diesem äußersten Schimpfe bewahren! Ich verachte Dich; niemals wirst Du Dich meiner Werthschätzung erfreuen, so Du Dich nicht zu einer heldenmüthigen Handlung entschließt. Ziehe Deine Schätze aus der Bank zurück, besteige einen Kirchturm und streue all Dein Gold aus, damit alle armen Teufel dieser Riesenstadt die Hände ausstrecken und die klingende Manna auffangen, um sich eine Liebesnacht und einen tüchtigen Rausch bezahlen zu können. Wenn Du dann nichts mehr besitzt und einem ehrlichen Manne gleich bist, komm zu mir, und wir wollen auf Abenteuer ausgehen, ich und Du und „Holzbusen“ und andere gleichgesinnte Freunde und wir wollen auf den Jahrmärkten dem erstaunten Pöbel die Söhne und Töchter des Kaisers von Trapezunt vorführen. Verstehst Du die Posaune

zu blasen? Ich schlage leidlich die Pauke; wir wollen ein herrliches Orchester zusammenstellen und in den Zwischenpausen wird „Holzbusen“ sammeln gehen; ihr mächtiger Busen wird eine unvergleichliche Sammelbüchse für die Groschen der Bauern abgeben . . .

Evelin hörte seit geraumer Zeit das Geschwätz des Straparole nicht mehr an. Er hatte die bestellten Erfrischungen bezahlt und schaute jetzt auf die Uhr, welche halb eils Uhr zeigte. Er erhob sich und verließ zögernden Schrittes die Kneipe. Auf der kalten, schmutzigen Straße blieb er stehen und rief einen Mietwagen herbei. „Rue François I. Nr. 14“ befahl er dem Kutscher. Denn seit fast einem Jahre nahm er allabendlich den Thee bei Madame Honorine d'Arlemont.

(Fortsetzung folgt.)

Am Schachbrett.

Am Schachbrett mir gegenüber
Sitzt der Ennuch und lacht,
Weil er, weil er den König
Schon einmal matt gemacht . . .

Bei Seit' stellt er den König,
Und rühmt die eig'ne Macht
Und rühmt des eig'nen Harems
Geheimnißreiche Pracht,

Und daß er dürf' an Fatme's
Und Zeila's Seite ruh'n,
Nur unter dem Versprechen,
Den Damen . . . nichts zu thun!

Idnum.

Caviar's Post.

Herrn Hans Martini in Stuttgart. Wir bitten um Ihre Adresse.

Soeben ist in unserem Verlage erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Tannhäuser-Lieder.

Großes Sündenregister von Hans Hildebrandt.

Das alte Lied von der „Liebe“, ihren „Wonnen“ und „Schmerzen“ besingt Hans Hildebrandt mit hinreißender Gluth und poetischem Schwunge; wer Grisebach's Tannhäuser gelesen hat, findet in Hildebrandt's Tannhäuserliedern eine würdige Fortsetzung.

Der Preis des elegant ausgestatteten, 10 Bogen umfassenden Bändchens ist
90 kr. österr. Währung oder 1 Mark 50 Pf.

Gustav Grimm, Verlagsbuchhandlung.

Verantwortlicher Redakteur: Jean qui rit.

Verlag der Buchhandlung Gustav Grimm in Budapest.

Redaktion und Administration: Budapest, Hatvanergasse 2.

Im Cabinet particulier.



— Franz, was ist das Gericht vom Tage?
 — Mimi, auch „die Elektrische“ genannt. Oh, Pardon!
 Ich vergaß, daß die Frau Baronin da ist . . .



— Kellner, es ist kein Riegel an der Thüre . . .
 — Das geniert uns nicht, mein Herr; wir sind schon
 gewohnt daran . . .

Geschiedene Ehegatten.



— Sie sind geschieden, mein Herr? Dann kostet die
 Wohnung monatlich 50 Mark mehr . . . wenn Sie Ihre Ge-
 wohnheiten beibehalten . . .



— Wie? Du findest diese kleine Rechnung zu hoch? Und
 hast doch immer über die schändliche Knauerei meines ersten
 Mannes geschimpft!